

(Nachdruck verboten.)

1)

Die Gräfin.

Von Hans Röder.

Frau Langemah war 57 Jahr alt. Auf ihrem Kopfe zeigten sich die ersten, schmalen Schneefelder. Aber auch die Furchen ihrer Stirne kündeten an, daß sie bereits mit dem Abstieg von der Mittagshöhe des Lebens beschäftigt war. Sie hatte ihr Lebenlang hinter dem Ladentisch gestanden. Wer hätte die Heerschaaren von Mett-, Blut-, Knoblauchs- und Jauerschen Würsten zählen können, die in diesen langen Jahren durch ihre Finger gegangen waren und die zumeist die Künstlerhände ihres Frize, ihres Gatten und dessen Gefellen mit schöpferischer Kraft aus dem Chaos von Hackfleisch, Sehnen und Fett in dem großen Fleischbottich ins Dasein gerufen hatten. Glücklicherweise waren alle diese Würste und Bataillone von Rinder- und Schweinevierteln nicht an ihnen vorübergezogen, ohne sehr deutliche und höchst angenehme goldene Spuren in dem Geldschrank des Herrn Langemah zurückzulassen. Infolge dessen waren die Schlächtereier und die Würste ihnen schließlich wirklich Wurst geworden, nur Frau und Herr Langemah hatten vorgezogen, den Rest ihres Lebens als Haus- und Rentenbesitzer in Berlin SW. zu beschließen.

Herr Langemah erschien bedeutend älter als seine Frau, obgleich er nur drei Jahre mehr zählte als sie. Er war ein großer, schweigsamer Mann mit ein paar herkulischen Armen, denen man es immer ansah, daß sie in jüngeren Tagen die Kraft besaßen, auch die größten Ochsen niederzuzwingen. Trotzdem machte er den Eindruck der Schüchternheit und die Züge seines Gesichts trugen den Stempel der Gutmütigkeit. Er hatte nichts von der Verschlagenheit und Redegewandtheit, die sonst den Schlächtern eigen ist, zumal denen, die das Vieh von den kleinen Leuten aufkaufen, die keine Waagen haben und die Marktberichte nicht kennen. Trotzdem hatte auch er vor 35 Jahren in Pasewalk ganz klein angefangen. Damals, als ihm seine Emma Hand, Herz und ihr Sparkassenbuch über 151 Thaler und 12 Silbergroßchen anvertraute, machten sie einen ganz kleinen Laden auf und hatten nur ein Hundefuhrwerk, mit welchem der starke junge Mann auf den schlechten Wegen unverdroffen die Fettschweine in die Stadt schaffte. Aber das Ehepaar ergänzte sich glücklich. Sie hatte den Geschäftsgeist und die Muskelkraft der Zunge; er dagegen besaß seinen starken Arm, um die vierbeinige Welt an ihren Hörnern zu packen und zu überwinden. Sodann entwickelte er die zähfeste Ausdauer und eine große Sauberkeit bei seiner Arbeit und vor allem war er geradezu ein Genie in der geheimnißvollen Kunst der Wurstmacherei.

Nach drei Jahren hatten sie glücklich die ersten saueren tausend Thaler hinter sich und nach ferneren zwei Jahren war dieses Kapital bereits verdoppelt.

Das war vor 30 Jahren, da wagten sie einen großen Sprung in's Dunkle, sie siedelten von Pasewalk nach Berlin über.

Als die Schlacht von Königgrätz geschlagen war, sagte Frau Langemah zu ihrem Mann: „Du, Frize, du is Preußen um ein ganzes Kinderviertel größer geworden; also muß seine Hauptstadt auch größer werden. Dabei ist Geld zu verdienen und darum müssen wir sehen, daß wir aus Pasewalk fortkommen.“ Frize wollte anfangs davon nichts wissen. Ihr Geschäft blühte und er war eine bedächtige Natur. Was sollte er sich in unsichere Unternehmungen stürzen, nachdem er glücklich wirtschaftlich feste Wurzeln gefaßt und die besten Aussichten für die Zukunft hatte.

Aber Frau Emma ließ nicht nach; ihr Ehrgeiz und ihre Unternehmungslust stachelten sie an. Sie fühlte sich in Pasewalk beengt; ihr Geschäft war ihr zu klein; sie wollte Größeres unternehmen. Unermüdlieh ließ sie alle Künste ihrer redewaltigen Zunge auf ihren Gatten einwirken. Trotzdem prallten ihre Bemühungen an dem unerschütterlichen Gleichmuth und dem nüchtern wägenden Verstande des Schlächtermeisters erfolglos ab. Sicherlich wären sie ihr Lebtag nicht aus Pasewalk fortgekommen, hätte die unternehmungslustige Frau schließlich nicht verstanden, ihre Rechnung auf das weiche Gemüth ihres Mannes zu gründen. So groß und stark ihr Friz auch war, in der Brust dieses Riesen schlug ein kleines, weiches Kinderherz, und an diesem Grundzug seines Charakters

hatte auch das harte und blutige Handwerk, welches er betrieb, nichts zu ändern vermocht.

Friedrich Langemah war ein großer Kinderfreund; seine Frau hingegen hatte mit dem Storch nichts im Sinn. Sie war zu sehr Geschäftsfrau; darum hatte sie weder Zeit für ihre Kinder gehabt, noch verstand sie etwas von deren Wartung und Erziehung. Nicht zum wenigsten deshalb waren die beiden Kinder, die ihnen in den ersten fünf Jahren ihrer Ehe geboren wurden, nur wenige Monate alt geworden. Natürlich war sich das Ehepaar dieses Grundes nicht bewußt, vielmehr wußte Frau Langemah ihrem Gatten einzureden, daß gerade die Stadt Pasewalk lediglich die Schuld an ihrem Unglück trage. Dieser Grund schlug endlich bei dem Schlächtermeister durch, weil er so sehr an seinen Kindern gehangen und so gern sein Theil dazu beigetragen hätte, daß die Langemahs auch in späteren Jahrhunderten fortlebten.

Als sich überdies am Ende des Jahres 1866 ein guter Käufer für das Geschäft des Schlächtermeisters fand, setzte Frau Langemah ihren Willen siegreich durch und das Ehepaar siedelte nach Berlin über.

Zuerst hatten sie schwer zu kämpfen. Es kamen Stunden, in denen sogar Frau Langemah heimlich bereute, daß sie sich von den Fleischhauern Pasewalk's auf das hungrige Pflaster Berlins hinausgewagt hatten. Aber nun hieß es aushalten; es gab kein Zurück. Biegen oder Brechen! Und sie schlugen sich die ersten Jahre kümmerlich durch. Zuerst paßte sich die gewandte Frau den Geschäftsgeheimnissen der Großstadt an. Als dann der Krieg im Jahre 1870 kam und mit ihm der große Aufschwung, der Berlin ein treibhausartiges Wachstum brachte, stieg auch das Glück des Ehepaars Langemah mit der aufsteigenden Welle schnell empor.

Friedrich Langemah jedoch blieb ein einfacher Mann, wie sehr sich auch die braunen Scheine häuften, die er aus dem Wurstkessel herauszuholen verstand. Er war ein unermülicher Arbeiter, ihm war am wohlsten in seiner Wurstküche und hinter dem Hautloz und darum gehörte er auch zu den wenigen, die es verstanden, ihr Glück festzuhalten. Dieses Glück wäre vollkommen gewesen, doch gerade der Wunsch, der ihm am meisten am Herzen lag, der Wunsch, die Welt mit kleinen Langemahs zu bevölkern, dieser blieb ihm versagt.

So kam es, daß der große Schlächtermeister mit den Jahren noch schweigsamer wurde, als er von jeher gewesen und daß er den Eindruck eines Menschen machte, der an seinem Reichthum keine Freude hatte, weil ihm dennoch irgend etwas fehlte. Wenn es allein nach ihm gegangen wäre, hätte er gewiß bis zum letzten Athemzuge hinter dem Wurstkessel ausgehalten, obgleich die rastlose und anstrengende Thätigkeit, sowie die Last der Jahre auch seinen starken Rücken gebeugt und seine Adern giftig gemacht hatten.

Ganz anders dachte Frau Langemah. Sie hatte die Welt nur mit ihrer Zunge bekämpft; sie hatte ihre Schlachten auf der Wiegeschale siegreich geschlagen, und diese Schlachten erforderten zwar oft mancherlei Geschicklichkeiten und eine große Kenntniß der Wünsche und Schwächen der tausenden Menschheit; im übrigen aber war sie bei dieser Thätigkeit trotz ihrer grauen Haare jung und wohlgenüth geblieben. Ueberhaupt, sie hatte nur gearbeitet, um ihr Leben um so besser genießen zu können, und darum war sie froh, als sie ihren Frize an seinem 60. Geburtstag endlich dahin gebracht hatte, daß er das Geschäft an ihren Neffen verkaufte, um sich nur noch damit zu beschäftigen, Mischen einzulassiren, Coupons abzutrennen und den Kurszettel zu lesen.

Schon Jahre vorher hatte die lebhaftige Frau sich oftmals in Gedanken ausgemalt, wie herrlich sie sich alles einrichten und wie sie ihr Leben genießen wollte, wenn sie erst einmal das Geschäft an den Nagel gehängt hätten. Und in der That, ihre Wohnung in dem ersten Stockwerk ihres Hauses war ein Schmuckkästchen. Da lag kein Staubchen; der Parketsfußboden blinkte wie ein frischgebadeener Eierkuchen, die Fenster Scheiben waren so durchsichtig wie Krystall, und die Ofenhüren, Klippen und Schösser gaben dem Glanze des Goldes nichts nach. Gelegentlich wurde das ewige Putzen und Reinmachen sogar dem Schlächtermeister zu viel; er pflegte dann zu sagen: „Das verspreche ich Dir, Anna, wenn Du vor mir stirbst, ein Staubtuch und einen Scheuerlappen lege ich Dir mit in den Sarg.“

Es war die Freude und der Stolz der Frau Langemaz, dieses ihr Königreich immer wieder ihren Bekannten und auch denen zu zeigen, die öfter in Geschäften bei ihr zu thun hatten. Bei solchen Gelegenheiten wurde alles gewissenhaft durchgegangen, die Schlafstube mit den beiden breiten eichen-geschmückten Bettstellen, über die Diskret zwei feine seidene Decken gebreitet lagen; auch die Badestube mit der stolzen Kupferwanne und sogar die stille Klausel mit einem blühblauen Deckel und einer sauberen Rolle schmiegsamen Papiers.

Bei allen größeren Stücken ihrer Einrichtung vergaß die Schlächterfrau niemals den Preis hinzuzufügen, und man merkte es ihr an, wie es ihrem Herzen wohlthat, wenn sie sagen konnte: „Massiv eichen, kostet 1700 Mark.“ Die Zimmer waren derart mit Möbeln überfüllt, daß man sich nur mühsam bewegen konnte. Es waren lauter theure, aber sehr verschnörkelte und mit bunten Stoffen drapirte Stücke. Nur an Teppichen war Mangel, aber das kam daher, daß Frau Langemaz gerade auf ihren Parquet-Fußboden besonders stolz war und es deshalb gewissermaßen als eine Beleidigung empfunden hätte, wenn derselbe verdeckt worden wäre. Hatte sie doch den größten Theil ihres Lebens nur auf Schauerdielen zugebracht.

So fehlte während der ersten Monate, in denen sie von ihren Thaten ausruhten, an dem Glücke der Frau Langemaz nichts; sie fühlte sich behaglich wie eine Glücke, die ihre Kübel vollzählig ausgebracht. Zumal nachmittags, wenn sie in ihrem eleganten Einpänner die Linden hinunter nach dem Thiergarten fuhr, dann schien das Maß ihres Glückes voll gemessen, so voll, wie sie sich niemals hätte träumen lassen und wie sie in ihrer langen Geschäftstätigkeit sicher nie gemessen hatte, es sei denn, daß sie für sich selbst ein Stück Wurf ab-geschnitten. Frau Langemaz pflegte dann in den Zelten einzukehren und Kaffee zu trinken. Zuvor holte sie immer eine ihrer Freundinnen ab, die sie begleiten mußte. Die Zahl dieser war sehr groß; denn mit dem Reichthum des Hauses Langemaz hatten sich auch die Freundinnen der Schlächterfrau stetig vermehrt.

Wiel weniger sagte das Rentierleben anfangs Herrn Friedrich Langemaz zu. Er hatte sich nie in der feinen Wohnung seiner Frau behaglich gefühlt. So lange er noch im Geschäft thätig gewesen, war er kaum eher als am Abend, um schlafen zu gehen, hinauf gekommen, und hatte er ja einmal etwas anders zu thun gehabt, dann zog er immer seine Stiefel mit den großen Nägeln aus und ging auf Filzschuhen, um den Parquetboden zu schonen. So wollte es seine Frau, und ihm selbst schien es ein Gebot der Sparsamkeit; aber unbequem war ihm das doch. Nun sollte er den ganzen lieben Tag zwischen den feinen Möbeln herumkriechen, da kam er sich vor wie in einem Affenkäfig; er genirte sich förmlich, sich auf die feinen Polster zu setzen, und wenn er seine Pfeife rauchte, machte seine Frau Lärm wegen ihrer guten weißen Gardinen.

Diese Geschichten wurden ihm bald zu dumm; denn wenn er auch sehr gutmüthig war, er wußte doch ganz genau, was er wollte. So zog er denn auch als Rentier vor, den größten Theil des Tages außerhalb seiner vier Pfähle zu verbringen. Seiner alten Gewohnheit gemäß fuhr er nach dem Viehhof hinaus. Dort begrüßte er seine alten Bekannten; er ging wohl auch seinem Neffen und Geschäftsnachfolger mit Rath und That zur Hand und freute sich, wenn er dem jungen Manne zu einem guten Kauf verhelfen konnte. Dann zog er sich in die Restauration zurück, ließ sich eine Weiße geben, unterhielt sich oder machte noch einen kleinen Skat. Das alles trug dazu bei, den alten Langemaz schließlich doch mit dem Rentierleben auszuföhnen. An den verschiedenen Stammtischen, an denen er bald ein regelmäßiger Gast geworden, verging ihm die Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Eine sozialistische Genossenschaft.^{*)}

Wenn der Reisende Gent besucht, die Kathedrale, den berühmten van Eyck gesehen, vielleicht auch in der schönen, melancholischen Abtei von Saint Bavo verweilt hat und nun ein allgemeines Bild der immer noch interessanten Stadt gewinnen will, so streift er auf seiner Wanderung auch den allerthümlichen Freitagmarkt, wo ihm das kolossale Standbild Jakobs van Artevelde entgegenblickt. Schwerlich aber schenkt er dem großen, vielsenstrigen Gebäude, das

^{*)} Unsere Leser wissen aus den Telegrammen der Sonntagsnummer, daß ein Theil des Genters „Vooruit“ am Sonnabend ein Raub der Flammen geworden ist. Aus diesem Anlasse wird vorstehende Schilderung des „Vooruit“, die in einem früheren Hefte der „Zukunft“ erschienen ist, unsere Leser doppelt interessieren.

an der Ecke des Platzes emporragt, jene tiefere Beachtung, die es vom kulturhistorischen Standpunkt aus doch verdient. Dieses mächtige, hochstöckige Haus, von dessen breiten Pfeilern die Wölber von Fourier und Owen, von Jean Volders und Marx herabschauen, über dessen stattlicher Fassade in flämischer Sprache das „Arbeiter (Verklieben) aller Länder, vereinigt Euch!“ eingegraben ist, — es ist der Hauptsitz der größten sozialistischen Genossenschaft Belgiens, der Hauptsitz des „Vooruit“.

Eine breite Kluft trennt die sozialistischen Kooperationen Belgiens von unseren deutschen Konsumgenossenschaften, die, wenn wir das Bild im großen betrachten, ihren Ursprung der Anregung von Schulze-Delitzsch verdanken und im Geiste Schulze-Delitzsch's geleitet und geführt werden. Sehen wir von den sächsischen Konsumvereinen ab, die sich zum großen Theil in sozialistischen Händen befinden, aber bei vortrefflichem geschäftlichen Gedeihen doch nicht die Arbeiterorganisation in ihrer vollen Wichtigkeit und Verantwortlichkeit betonen, so haben wir in der Genossenschaftsbewegung Deutschlands bis heute eine Bewegung des Mittelstandes vor uns. Organisationen im Geiste der belgischen macht uns schon das deutsche Genossenschaftsgesetz unmöglich. Um so interessanter dürfte es sein, auf jene Schöpfungen einen Blick zu werfen, deren bisheriges Gedeihen wohl in gleichem Maße einer gesunden ökonomischen Grundlage wie der glühenden Begeisterung für die politischen Ideale zu danken ist.

Seit 1873 befand in Gent eine Genossenschaft „De Beije Bakkers“, die ursprünglich von Veteranen der Internationale geschaffen ward. Aber als nach und nach die Schöpfung das Gepräge dieses Ursprunges trotz den Bemühungen mehrerer Mitglieder verlor, traten diese aus und gründeten im Jahre 1880 mit Hilfe des Fachvereins der Weber eine neue, ausgesprochen sozialistische Genossenschaft, den „Vooruit“. Wie die übrigen Kooperationen Belgiens, denen er als Vorbild diente, muß der „Vooruit“ als Konsumgenossenschaft betrachtet werden. Er ist in Besitz und Leitung der konsumirenden Mitglieder; gleichwohl aber begann er — und dies ist in ökonomischer Hinsicht der wesentliche Punkt bei der Betrachtung der belgischen Konsumgenossenschaften — unähnlich den englischen Einrichtungen mit einem Produktionszweig, der Bäckerei. Die Organisation der Konsumenten bildet mit ihrer sicheren Abzahlumschuldung und ihrer demokratischen Verwaltung die gesunde Grundlage. Aber es erwies sich in Belgien als praktisch, zunächst nicht einen viele Gebrauchsartikel umfassenden Laden zu eröffnen, sondern auf ein einziges, auch für den Ärmsten unumgänglich notwendiges Bedürfnis den Blick zu richten und seine verhältnismäßig einfache Befriedigung durch eine eigene Produktionsstätte zu besorgen.

Zu einem gemietheten Keller mit einem einzigen Backofen begann man 1880; schon nach wenigen Wochen aber mußte ein zweiter hinzugefügt werden. Und die Genossenschaft gedieh so trefflich, daß bereits 1883 im Mittelpunkt der Stadt in einem alten Fabrikgebäude eine große, vervollkommnete Bäckerei mit Backwasser-Backöfen, mechanischen Backtrögen u. s. w. eingerichtet ward. Ein großer Versammlungssaal, ein Café, Verkaufsläden, ein Theater, eine Bibliothek wurden hinzugefügt und mit der Bäckerei in einem Gebäude vereinigt. Sinnfällig verkörpert sich uns hier der ganze Charakter des Vooruit, der nicht etwa nur bestimmt war, „billiges Brot“ an die Mitglieder zu verkaufen, sondern den Menschen in seiner ganzen Wesenheit zu erfassen und für seine höchsten wie für seine rein materiellen Bedürfnisse zu sorgen. Von nun an sehen wir in der Entwicklung des Vooruit einen schnellen und ununterbrochenen Fortschritt. 1885 schuf die Genossenschaft ihre erste Volkspothek, 1887 ein großes Schnittwaaren-Geschäft; gleichzeitig wird ein neues Grundstück gekauft, auf dem man nun auch eine Kohlenverkaufsstelle eröffnet und wohin die Bäckerei verlegt wird. Und wenn wir den Vooruit in seinen heutigen Einrichtungen betrachten, die sich an vier verschiedenen Stellen Gents befinden, so muß uns ein Gefühl der Bewunderung für die unermüdblichen Gründer überkommen, die aus der Arbeiterklasse hervorgegangen sind und die höchste Begeisterung für ihre politischen Ideale mit praktischem Sinn vereinten.

Am Freitagmarkt befindet sich, wie schon erwähnt, der Hauptsitz des Vooruit, der große, elegante Laden, „das Bouvre der Provinz“. In weiten, stattlichen Räumen, die sich mit denen der Berliner Geschäfte messen können, findet unten der Verkauf von Schuhwaaren, Kleidern, Weißwaaren zc. statt. Vielleicht vermißt das verwöhnte Auge den Hauch des raffinierten Luxus, aber die Waaren sind ansprechend und gediegen gearbeitet, die Auswahl ist reichlich, die Bedienung gewandt und entgegenkommend. Im Keller sind die ausgedehnten Lagerräume, in den oberen Stockwerken die Werkstätten. Diese verdienen wohl, daß man sie genauer ins Auge faßt. Geradezu überraschend wirkt die ununterbrochene Rührigkeit, die man hier beobachten kann, überraschend und erfreuend wirken auch die heiteren Mienen, die sich von der Arbeit zu uns emporrichten. Der frohe Fleiß der dort Beschäftigten vereinigt sich zu einem harmonischen Gesamtbild mit der ganzen Beschaffenheit dieser hohen, lustigen Arbeitsräume, in denen bis zum kleinsten den hygienischen Anforderungen entsprochen ist. Die Plättchen werden durch Elektrizität erwärmt, die Fußräder der Nähmaschinen durch Elektrizität getrieben. Keine qualvolle Temperatur herrscht hier; nirgends bei den Arbeiterinnen jene gesundheitsmörderische Haltung des Unterkörpers, die in den Reihen dieser Armen zahllose Unterleibsleiden verschuldet und die verheirathete Frau die Frucht in ihrem Schooß nicht normal austragen läßt.

In anderer Weise interessant ist die nahe dem Freitagmarkt gelegene Niederlassung des Vooruit, wo wir die Druckerei, die Räume der Verwaltung und das gut ausgestattete Café finden. Hier wird Bier, Wein, Milch, Limonade ausgeschänkt, niemals aber Branntwein, so wenig wie in irgend einer anderen der belgischen Genossenschaften. Eine große Bibliothek ist in demselben Gebäude dem 800 Personen fassenden Versammlungslokal beigelegt. Das dritte Gebäude, das dem Vooruit gehört, ist größtenteils an gewerkschaftliche Vereinigungen und an die Hilfskasse Bond Naptou vermietet; dieser Klasse ist der Vooruit mit allen Mitgliedern betretten und sie bezieht ihre Medikamente aus seiner Apotheke. Zu den Gewerkschaften steht der Vooruit in naher Beziehung; er ist ein gewichtiger Stützpunkt ihrer Agitation und mit Stolz blicken die Center Sozialisten auf die hier geschaffenen Werkstätten, die den kapitalistischen Betrieben als Beispiel hingestellt werden können. Namentlich das Bäckereigewerbe haben die sozialistischen Genossenschaften völlig revolutioniert. L. Bertrand, einer der Führer der Bewegung, erzählt in dem Organ der Kooperationen, wie die Bäckerei in Belgien noch vor zehn Jahren eine wenig entwickelte Industrie war und das Brot in der seit Jahrhunderten üblichen Weise angefertigt wurde, während heute die sozialistischen Genossenschaften die Umformung in große Brotbäckereien ermöglicht haben, die zahllose Mittelspersonen überflüssig machte und den Preis des Brotes herabsetzte. Die vortrefflich eingerichtete Bäckerei des Vooruit ist mit der Kohlenverkaufsstelle zu einer vierten Niederlassung verbunden; dort ist die achtfundige Arbeitszeit (in drei Schichten) eingeführt, die sich durchaus bewährt hat.

So imponierend alle diese Einrichtungen der Genossenschaft auch wirken, so gewinnt man doch erst den vollen Eindruck des Vooruit, wenn man die Art der Verwaltung und der Verteilung der Uberschüsse kennen gelernt hat. Die Differenz zwischen Verkaufs- und Einkaufspreis — sonst der Gewinn des Zwischenhandels — fließt in den Konsumvereinen im allgemeinen den Mitgliedern, im Verhältnis zu den von ihnen gemachten Einkäufen, in Gestalt der Dividende zu. Beim Vooruit aber wird ein überaus großer Teil der Uberschüsse — die besonders hoch sind, weil die Brotpreise nicht wesentlich niedriger als in anderen Läden gehalten sind — zu Zwecken der politischen Propaganda, ein weiterer zum ferneren Ausbau der Genossenschaft vorweggenommen.

Was die Lage der Angestellten betrifft, so zeigt schon die Beschaffenheit der Werkstätten, wie man in jeder Weise bestrebt ist, den Forderungen der Gewerkschaften zu entsprechen. Die Gewinnbeteiligung der sog. produktiven Arbeiter, die in der englischen Genossenschaftsbewegung Gegenstand erbitterter Kämpfe war und ist, spielt in Belgien eine untergeordnete Rolle. Der prinzipielle Standpunkt ist der der Unterstützung der Gewerkschaft, denn man wünscht den Lohn auf der ganzen Linie zu heben, nicht nur bei der vergleichsweise immer doch kleinen Zahl der im Vooruit beschäftigten Arbeiter. Man will keine „Elite“ in den Angestellten des Vooruit ausbilden, sondern dieser soll vielmehr der Stützpunkt für die gesamte gewerkschaftliche Bewegung sein. So ist die Gewinnbeteiligung selbst da, wo sie noch vereinzelt besteht, eine minimale und die Erfahrungen des Vooruit sprechen im ganzen gegen sie. Der Anreiz, der in ihr nach der Ansicht der Anhänger liegen soll, hat sich als unwirksam und überflüssig erwiesen und man ist mehr und mehr von ihr zurückgekommen, was der theoretisch tiefer eindringenden Auffassung über die Konsumgenossenschaft entspricht.

Mitglied des Vooruit kann jeder, der das Programm der Arbeiterpartei anerkennt, durch Zahlung eines Eintrittsgeldes von 25 Centis werden. Der Betrag des Anteilsscheines wird durch Vorwegnahme vom Gewinn gedeckt, so daß also auch der Ärmste eintreten kann. Verwaltet wird die Genossenschaft durch eine aus fünf Mitgliedern bestehende Kommission, die den Geschäftsführer wählt und bei deren öffentlichen Sitzungen alle Genossenschaftler zu Anträgen berechtigt sind. Außerdem finden vierteljährliche Generalversammlungen statt. Aus der Mitte der Anwesenden heraus melden sich auf die Frage des Vorsitzenden diejenigen, welche willig sind, die Kontrolle zu übernehmen. Charakteristisch ist die Bestimmung, daß auf Nichtbesuch dieser Versammlungen eine Geldstrafe von 25 Centis steht: wir begegnen da wieder dem bewußten Bestreben, die Mitglieder nicht nur an dem materiellen Nutzen der Genossenschaft teilnehmen zu lassen, sondern die Arbeiter in Wahrheit zu Selbstverwaltenden und Selbstregierenden heranzuziehen.

Zugegeben muß allerdings werden, daß heute an der Spitze des Vooruit in Gestalt des sozialistischen Abgeordneten Ansele eine Ausnahmefigur steht, ein Mann, der in seltener Weise in seiner Person den Politiker, den Organisator und den auch im kleinsten praktischen Menschen vereinigt. Ansele fesselt nicht auf den ersten Blick; er hat nichts von dem persönlichen Zauber Wanderveldes, nichts von der lebhaften Eindringlichkeit Bertrand's; er wirkt zunächst fast erkältend, und erst, wenn der Gegenstand ihn fortreibt, begreift man, daß dieser blonde Mann mit dem ruhigen, fast bartlosen Gesicht wiederum Massen mit sich fortziehen kann. Und doch wäre es falsch, zu glauben, daß die Genossenschaft vor allem dem Wirken dieser einer seltenen Individualität ihr Gedeihen schuldet. Mag der Einfluß Ansele's das Unternehmen noch so sehr fördere haben: das, was den Vooruit groß gemacht hat, ist die Verbindung seiner gefunden ökonomischen Grundlage mit dem opferfrohen Kampf seiner Mitglieder für das ihnen vorschwebende geistige Ideal. Es ist ein Hauptverdienst der Genossenschaft, daß sie für dieses Ideal nicht nur durch politische Propaganda wirkt, sondern

namentlich durch Erziehung zur freien Selbstregierung, durch Einführung in eine demokratische Verwaltung des wirtschaftlichen Lebens. Der Vooruit ist ein Miniaturbild edler Demokratie und in allen Zentren Belgiens reihen sich ihm allmählig sozialistische Burgen gleichen Geistes an.

„Wir arbeiten — wir haben keine Zeit, über uns zu berichten,“ erwiderte Ansele fast hochmütig, als ich mit Erstaunen bemerkte, daß bisher wenig über den Vooruit geschrieben sei. Diese stolze Auffassung ist bei dem Handelnden, Ausführnden wohl begreiflich. In einem Lande aber, dessen Gesehgebung Schöpfungen gleichen Geistes hemmt, ist es wichtig, auf solche Gestaltungen in ihrer verheißungsvollen Bedeutung hinzuweisen.

Adèle Gerhard.

Kleines Feuilleton.

Hat der Mann, oder hat die Frau größere Geistesfähigkeiten? Diese uralte Streitfrage beschäftigte mich, als ich gestern — am Sonntag — in einem der Biergärten von Berlin Platz nahm, wo bei schönem Wetter Hunderte und Tausende am Tag verkehrten. Ich sah die Gesellschaften kommen und gehen — Männlein und Weiblein. Etwa ein Duzend Tische überschaute ich. Und überall dasselbe Schauspiel. Kaum sieht die Gesellschaft und kaum ist der erste Kurtspieler, so zieht irgend ein Mannlein ein Kartenspiel aus der Rocktasche und der Skat beginnt. Kein Denken als Skat, kein Sprechen als Skat. Und gelangweilt sitzen die Weiblein daneben, unmutig, ärgerlich, bis es ihnen gelingt, unter sich ein (mehr oder weniger) vernünftiges Gespräch in Gang zu bringen. Nur ganz selten läßt ein Weiblein sich vom Statteufel verführen, und versucht Männlein zu sein.

Bei wem aber die höhere Intelligenz ist, bei den Männlein oder bei den Weiblein — das weiß ich, und das weiß auch die liebe Leserin und der denkende Leser. Omega.

Theater.

— Das Schauspielhaus veranstaltete am Sonnabend den letzten Novitätenabend dieses Theaterjahres. Es ist darüber nicht viel zu sagen. Das Trauerspiel „Der Tod des Tiberius“ von Wilhelm Henzen ist eine höchst überflüssige langathmige Umschreibung der gleichnamigen Ballade von Geibel. Es wäre schrecklich, wenn sich Pentel's Verfahren einbürgern und wenn wir eine dramatisierte Bürgerschaft oder die Gewissenstragödie von den Kranichen des Jbylus zu kosten bekämen. Das Liebes- und Ländelspiel „Die schöne Toledanerin“ von Lope de Vega gehört zu jenen altspanischen Dramen, die nur noch den Fachgelehrten interessieren können. Warum man gerade das Vergänglichste, was eine bedeutende dichterische Kraft geschaffen hat, ausgräbt?

— Die Neue freie Volksbühne wagte sich am jüngsten Sonntag an ein schweres Unternehmen. Im Theater des Westens wurde der zweite Teil von Björnsons Schauspiel „Ueber die Kraft“ aufgeführt. — Vor einigen Wochen erst erschien an dieser Stelle eine eingehende Analyse von Björnsons Drama, einer der merkwürdigsten Dichtungen unserer Tage. Es wurde auch darauf hingewiesen, wie antirevolutionär das Drama in seinem innersten Wesen sei. Stieße sich die Zensurbehörde nicht an Aeußerlichkeiten, im zweiten Teil von Björnsons Drama also an den Explosionen, die ein gewaltiger Streit verursacht, empfinde sie den Kern der Dinge in Björnsons sinnbildlicher Dichtung, so hätte das Schauspiel für die öffentliche Bühne nie verboten werden können. Durch die Zensurschwierigkeiten war es bedingt, daß Björnsons „Ueber die Kraft“ in vorgerückter Jahreszeit und auf einer Vereinsbühne zum ersten Male in Deutschland gegeben wurde.

Der Schreiber dieser Zeilen machte sich, als er die Buchausgabe der großangelegten Arbeit für den „Vorwärts“ besprach, allerhand Gedanken über die mögliche Bühnenwirkung; denn das Werk gehört zu jenen Dramen, die in ihrer weitmuspännenden, wichtig-symbolischen Art den „Bühnenrahmen sprengen“, wie Goethe in seinen Shakespeare-Studien sagt. Die Bühnenaufführung hat ergeben, daß die stärkste Wirkung vom dritten Akt, einem Meisterstück an Komposition, ausging. Das war schon nach der Lektüre vorauszusehen. Björnsons „Ueber die Kraft“ ist eine Altersdichtung; nicht im schlimmen Wortsinne ist das hier gemeint. Ein gealterter Mann, der über Jugendsturm, über jugendlich gährendes Wollen, wie über männlichen Thatendurst hinaus, möchte mitunter in pastoraler Weise zur Besonnenheit mahnen. Klaffende soziale Gegensätze thun sich auf. Er glaubt noch immer an eine Vermittlung.

Daß man noch nie in der Menschheit einem neuen Ideal nahelam, ohne daß Jugendmuth und besuerte Sehnsucht übers Ziel geschossen hätten, wird vom warnenden Alter gern übersehen. Aber mit unerbittlicher Schärfe hat Björnson die alternde Herrenwelt, ihre sittliche Verklümmung und ihren Irrewahn, den modernen Geist des Wissen, den großen sozialen Strom aufhalten zu können, erklärt. Macht seine Mahnung im stark abfallenden Schlusssatz namentlich den Eindruck frommer, nebelhaft verschwimmender Wünsche: Hier ist Stimmung, hier ist Gestaltungskraft im lebendigsten Stil und hier wird ein fatirisches Weltbild ersten Ranges offenbar. Dieser dritte Akt kam auch in der Gesamtauführung am energischsten heraus, wenn man von der erschütternden Schlussskizze abließ, die ganz wichtige Darstellungsmittel verlangt. Einzelne Fabrikherren

waren ganz prächtig charakterisiert, so der hitzige, dicke Sprecher mit dem Rothpohlnopf (Herr Rembe). Selbst dem Schauspieler, der nur die aufgeregten Worte zu sagen hat: „Neden Sie nicht vom Kapital!“ sei Dank gesagt. Man kann nicht leicht anmaßender aus- sehen und reden, als in der Maske und Haltung dieses Schau- spieler's. Bewegter, reicher hätte die Todesangst, das Getümmel vor dem Zusammenbruch gespielt werden können; aber wenn man an die Mittel der Vereinsbühnen denkt, so war sehr respektabel, was trotzdem geleistet wurde. Mehr Wirkung, als er übte, versprach ich mir vom ersten Akt, der düsteren Schilderung der „Hölle“, in der das entrechtete Proletariat lebt. Die Befürchtungen indessen, daß es zu viel der reflexionsreichen Reden sein werden, daß das Drama bisweilen zur Debatte sich wandeln könne, haben sich nicht erfüllt. Es lebt doch zu viel anschauliche Kraft, zu viel unmittelbar packendes Leben in diesen Reden. Besonderen Dank verdienen noch Herr Eißfeldt, der Darsteller des Elias Sang, und der Regisseur der Vorstellung (zugleich auch Darsteller des Brett) Herr Haid. Es gehört Schwung und Takt zugleich dazu, um Exaltationen wie die Selbstaufopferung des Propagandisten der That, glaubhaft zu machen und doch die Gefahren zu meiden, durch die Tragik ins Lächerliche gezerzt wird. Das gelang Herrn Eißfeldt und das ist nicht wenig. Die Schauspieler können so dankbar sein, wenn man sie aus der täglichen, verstimmen den Schablonenarbeit zu höheren Aufgaben leitet und ach! die Kritiker auch.

Geographisches.

— Die russische Expedition in die Mandschurei unter der Führung von Anert und Komaroff hat nach einem Ver- richte der russischen Geographischen Gesellschaft sehr interessante Er- gebnisse gehabt, die auch in weiteren Kreisen Beachtung verdienen, da die Mandschurei zweifellos ein Land der Zukunft ist. Die Expedition ging von der Kosakenniederlassung Poltawskaja aus und zog sich quer durch die Mandschurei nach der Stadt Michailo-Semenowstaja, nahe der Mündung des Sungari in den Amur. Von dort wandte sie sich durch die eigentliche Gebirgsgegend des Landes in die mandschurische Ebene und die Tiefebene des Sungaristuffes. Die Gebirge dieses Gebietes verlaufen im allgemeinen von Nordost nach Südwest und bilden die kleine Chingankette oder Duffe-Alin im Norden und die Gebirge der Halbinsel Liantung im Süden. Im Osten wird dieses Gebirge durch die Tiefebene des Ussuri und des Jalu- liang von den Ristengebirgen, im Westen durch die mandschurische Tiefebene von der großen Chingankette getrennt, die den westlichen Rand des mongolischen Plateaus bildet. Klima und Vegetation in diesem mittleren Theile der chinesischen Mandschurei sind denen des Amurgebietes im großen und ganzen ähnlich. Der von Südost wehende sommerliche Monjun bringt reich- liche Feuchtigkeit und erzeugt eine regelmäßige Regenperiode, deren Maximum in den August fällt. Im September stellt sich bereits wieder Frost ein, der bis zum April andauert. Der granitische Kern der Gebirge liefert einen fruchtbaren Thonboden, aus dem sich die Kornfelder vertheilen, der fruchtbarste Boden findet sich jedoch auf der Oberfläche der basaltischen Lava, welcher große Strecken des Landes einnimmt. Die jungfräulichen Wälder der Mandschurei be- stehen aus Laubbäumen, sie werden vorläufig garnicht ausgenutzt, außer allenfalls in den niederen Thälern. Gegenwärtig haben ein- gewanderte Chinesen das Land fast völlig in Besitz genommen, während die eigentliche Mandschu-Bevölkerung auf die nördlichen Theile des Landes beschränkt ist.

Zoologisches.

— Die Fauna Borneo's fand einer ihrer neuesten Er- forscher, Herr J. Büttikofer, außerordentlich reich an baum- bewohnenden Säugethieren. Von 66 Säugethieren, die er feststellen konnte, sind 52 Baumbewohner. Dieser Reichthum an Arten, welche den Aufenthalt in den Wipfeln vorziehen, darf aber nicht, wie man glauben könnte, auf das Vorherrschn von Raubzeug, welche ihnen dahin nicht folgen könnte, geschrieben werden, sondern ist die Folge einmal der weiten Ausdehnung des Waldes auf dieser Insel und zweitens der häufig wiederkehrenden Ueberschwemmungen. Die letzteren spielen die Rolle des Baumformen züchtenden und die Bodenformen austilgenden Faktors.

Humoristisches.

ws. Warum er nicht tanzte. Tom hatte einen Ball be- sucht. Am anderen Tage wurde er gefragt, warum er denn nicht getanzt habe. „Ich hätte ja gern getanzt“, sagte Tom, „aber die Mädchen waren mir fortwährend im Wege und die Musik hat mich hinaus getrieben.“

ws. Auf einem Kirchhof in New-London-County befindet sich ein Familienbegräbniß, das fünf Gräber enthält — eins in der Mitte und je eins in jeder Ecke. Auf den Tafeln der vier äußeren Gräber liest man unter dem Namen, Geburts- und Todesstag der Entschlafenen:

Meine I. Frau.	Meine II. Frau.
Meine III. Frau.	Meine IV. Frau.
Der mittlere Stein aber trägt nur die kurze Inschrift: Unser Gott.	

Vermischtes vom Tage.

— Die Magazine des Genter „Booruit“ sind, wie bereits im Depeschentheil unserer Sonntagsnummer mitgeteilt wurde, durch Feuersbrunst fast vollständig zerstört. Die betreffenden Ge- bäude, enthaltend die Lager für Konfektion, Schuhwaaren, Luche zc., sind erst vor zwei Jahren fertiggestellt worden und haben mehrere hunderttausend Franken gekostet. Trotzdem alles versichert ist, erleidet die Genossenschaft doch einen nicht unbedeutenden Schaden, da der Waarenverkauf für längere Zeit unterbrochen bleibt. Außerdem werden 150—200 Arbeiter bis zur Wiederherstellung der Gebäude wohl zum theil beschäftigungslos bleiben. Das Feuer ist kurz vor 1 Uhr mittags, also zu einer Zeit, zu der das Personal Mittag- zeit hatte, entstanden, beziehungsweise zuerst bemerkt worden. Die Ursache ist noch nicht bekannt; man sagt, es sei in dem Bügelraum entstanden. Kurz nach Ausbruch des Feuers waren hunderte von Arbeitern zur Stelle; in vielen Fabriken hatten die Arbeiter sich nicht zurückhalten lassen, sondern erschienen auf der Unglücksstelle, um zu helfen, ihr Heim zu retten. Verleht ist niemand; Waaren konnten, da das Feuer sich rapid ausbreitete, fast garnicht gerettet werden, dagegen sind alle Geschäftsbücher in Sicherheit gebracht. Der „Booruit“, das Organ der Genter Sozialdemokraten, hat eine Spezialausgabe erscheinen lassen, in dem die Genossenschaftler aufgefordert werden, den Schaden wieder aus- zuweihen durch Verdoppelung der Käufe. Für den Sonntag waren drei große Versammlungen der Genossenschafts-Mitglieder an- beraunt.

— In Malmö (Schweden) wurde die Entdeckung gemacht, daß aus einem amerikanischen Postfach, der von hier nach dem Innern des Landes befördert werden sollte, 95 rekommandirte Sendungen fehlten. Bei näherer Untersuchung wurde festgestellt, daß der Sack aufgeschnitten und alsdann wieder zugenäht worden war.

— Die Stadt Ramsø (Norwegen) ist Sonntag Nachmittag fast gänzlich ein Raub der Flammen geworden. Es herrschte starker Wind.

ce. Ein Tollwüthiger wie ein toller Hund er- schossen. Ein empörender Vorfall ereignete sich am 22. Mai in dem italienischen Flecken Montedoro bei Chiati. Der Bauer Antonio Reali bewaffnete sich in einem Tollwuthanfall mit einer Axt und suchte jeden, der ihm nahe kam, zu beißen und zu tödten. Den Karabinieri gelang es, ihn zu isoliren und einzusperren, aber Reali schlug mit der Axt die Thür seines Gefängnisses entzwei und suchte zu entinnen. Das gelang ihm aber nicht, denn die Karabinieri schossen ihn auf Befehl des Bürgermeisters nieder wie einen tollen Hund. In der Stadt herrscht eine ungeheure Auf- regung, und man verlangt energisch das Einschreiten der Gerichts- behörden gegen den menschenfreundlichen Bürgermeister und seine Untergebenen.

— Verkürzte Eisenbahnverbindung mit Italien. Die „Frankf. Ztg.“ meldet aus Luzern: Am Sonnabend fand die Eröffnung der nördlichen Zufahrtslinie Zug-Goldau und Luzern- Jummensee der St. Gotthardbahn statt, wodurch die Linie Berlin- Mailand um 60 Minuten kürzer und außerdem landschaftlich ab- wechslungsreicher wird.

— Aus Pisa wird depeschirt: Die Feier in der hiesigen Kathedrale, während welcher eine ungeheure Panik entstand, galt der feierlichen Enthüllung und Ausstellung des nach vielen Jahren wieder öffentlich ausgestellten Bildes, das unter dem Namen „Madonna cotto gli organi“ in Pisa besonders verehrt wird. Die feierlichen Vorbereitungen für die Zeremonien, welche mehrere Tage dauern sollten, hatten eine große Menschenmenge herbei- gelockt. Die Lokalbehörden, darunter der Bürgermeister, welcher einen der zu dem Schrein mit dem Bildniß ge- hörenden Schlüssel hielt, waren ausweichend; mehrere Bischöfe und zahlreiche Pilger aus den benachbarten Städten wurden erwartet. Kurze Zeit nach dem Beginn der Feier fiel eine Kerze herab und entzündete einen Dekorationsgegenstand der Kirche. Es entstand eine furchtbare Panik in dem betreffenden Theil der Kirche, indem die zahlreiche Menschenmenge nach der nächsten Thür hindrängte. Das Feuer wurde alsbald gelöscht; doch wurden bei dem Gebränge 9 Personen getödtet. Die Zahl der in das Hospital gebrachten Ver- wundeten beträgt 21; die sonstigen Verwundeten sind in ihre Wohnungen überführt worden. Von den in das Hospital gebrachten konnten 11 dasselbe verlassen, eine Person ist schwer, eine andere sehr schwer verwundet, die Uebrigen befinden sich in der Besserung. Der größte Theil der Todten und Verwundeten besteht aus Frauen.

ie. Die Zahl der Selbstmorde in den Ver- einigten Staaten von Amerika ist nach einer Statistik, die im „Medical Examiner“ veröffentlicht wird, von 2040 im Jahre 1890 auf 6420 im Jahre 1896 gestiegen, sie haben sich also in 6 Jahren mehr als verdreifacht.

— Ueberschwemmung in Nordamerika. Nach einer Depesche aus El Paso del Norte ist der Rio Grande aus den Ufern getreten; gegen 500 Häuser sind zerstört; etwa 3000 Personen sind ihrer gesammten Habe beraubt.